

Reisen und Wanderungen in Rumänien
1980 – 1988 / 2018

Steffen Mehnert

Reisen und Wanderungen in Rumänien

1980 – 1988 / 2018

Fotos: Sylvia und Steffen Mehnert
(Ausnahmen mit Quellenangabe)

© 2022 Steffen Mehnert

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

ISBN 978-3-347-52390-6

Foto Titelblatt: Kirchenburg in Biertan/Birthälm (2018)
Foto Rückseite: Aufstieg ins Fogarascher Gebirge (1982)

Inhalt

Vorwort	7
Prolog	8
Hochzeit im Burzenland.....	11
Über das Fogarascher Gebirge	22
Kreuz und quer durch Siebenbürgen und über den Retezat.....	36
Rund um Hermannstadt	74
Zu den Moldauklöstern und in die Ostkarpaten	89
Durch die Südkarpaten.....	112
Mit dem Auto nach Rumänien.....	146
Dreißig Jahre später.....	218
Die Fotos	326
Literaturnachweis	328

Über den Autor

Steffen Mehnert wurde 1959 in Freiberg in Sachsen geboren. Dort verlebte er seine Kindheit und Jugend. 1978 legte er in seiner Heimatstadt das Abitur ab. Von 1980 bis 1985 studierte er Elektro- und Informationstechnik an der damaligen Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt, der heutigen Technischen Universität Chemnitz. Heute lebt er im Großraum Stuttgart. Er arbeitet als Eisenbahningenieur in einer großen internationalen Signalbaufirma.

Während des Studiums, aber auch in den Jahren davor und danach, reiste er mehrfach nach Rumänien, zunächst mit ehemaligen Mitschülern aus der Abiturstufe, dann mit Kommilitonen und später auch mit seiner Frau, anfangs per Anhalter und mit der Bahn, später auch mit dem Pkw. Dabei lernte er Land und Leute kennen, durchwanderte weite Teile des rumänischen Karpatenbogens, lernte die Gastfreundschaft der rumänischen Menschen zu schätzen, wurde aber auch Zeuge der sich zunehmend verschlechternden Versorgungslage in den 1980ern, der allgegenwärtigen Angst vor dem Geheimdienst Securitate und auch der Unterdrückung der offiziell als gleichberechtigt geltenden deutschen und ungarischen Minderheiten.

Von 2012 bis 2019 lebte und arbeitete der Autor gemeinsam mit seiner Frau in Kopenhagen in Dänemark. In dem internationalen Projektteam wirkten Menschen aus fast 20 Nationen mit, darunter auch mehrere junge Kollegen aus Rumänien, zu denen sich bald eine Freundschaft entwickelte. Im Sommer 2018 erhielt er zusammen mit seiner Frau die Einladung zu einer gemeinsamen Rundreise durch Rumänien. Dabei bot sich die Gelegenheit, an alte Erinnerungen anzuknüpfen, Vergleiche zu ziehen, Neues zu entdecken.

Vorwort

Dieses Buch berichtet von Reisen und Wanderungen in Rumänien, die wir in den Jahren von 1980 bis 1988 und nach dreißigjähriger Pause noch einmal im Jahr 2018 unternommen haben. Der Schwerpunkt liegt auf unseren Erlebnissen in Rumänien, aber auch die Anreise aus Ostdeutschland durch die Tschechoslowakei und Ungarn und die Weiterreise nach Bulgarien werden nicht ausgespart, ebenso wenig die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen wir ehemaligen DDR-Bürger damals reisten.

Aufgeschrieben habe ich die Berichte in den Jahren von 2015 bis 2021. Zunächst sollten sie ausschließlich der persönlichen Erinnerung dienen, aber je länger ich daran arbeitete, umso mehr reifte in mir der Entschluss, Erlebnisse und Erinnerungen mit einem größeren Leserkreis zu teilen.

Bei einigen Berichten konnte ich auf alte Reisetagebücher zurückgreifen, bei anderen nur auf Fotos und Erinnerungen. Viele Erlebnisse haben sich tief in das Gedächtnis eingegraben, andere sind über die Jahre verblasst. Hin und wieder narrt die Erinnerung, Fakten, Orte und Zeiten verschwimmen. Trotz so mancher Unschärfe habe ich mich bemüht, nichts zu erfinden oder Wesentliches vorsätzlich wegzulassen.

Natürlich habe ich im fortschreitenden 21. Jahrhundert auch im Internet recherchiert, ebenso wie ich auf Karten und Reiseliteratur von damals und heute zurückgegriffen habe, um Erinnerungen auf die Sprünge zu helfen, Lücken zu schließen, Fakten und Daten zu überprüfen. Quellen sind selbstverständlich angegeben, Zitate als solche ausgewiesen. Ich bitte jedoch nachzusehen, dass dieses Büchlein nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Arbeit erhebt. Geschichtliche Fakten, die als Allgemeinwissen angesehen werden können, sind in der Regel nicht durch Referenzen belegt, ebenso wenig mündliche Erzählungen und Überlieferungen. Bezüge auf Seiten im Internet sind immer dann angegeben, wenn deren Inhalte maßgeblich verwendet wurden, nicht zwingend, wenn sie die persönlichen Erinnerungen lediglich bestätigen.

Viele Leser werden auf früheren Reisen in Rumänien ähnliches erlebt haben, manchem mag das eine oder andere auch gänzlich anderes in Erinnerung sein, nichts erhebt Anspruch auf die absolute Wahrheit.

In diesem Sinne wünsche ich viel Spaß beim Lesen, beim Schwelgen in alten Erinnerungen oder beim Planen einer zukünftigen Reise in ein wunderschönes Land mit einer großen Geschichte, einer faszinierenden Natur, unzähligen Sehenswürdigkeiten und gastfreundlichen Menschen.

Prolog

Ostdeutschland, Juni 1978. Gerade 18jährig hielten wir unsere Abiturzeugnisse in den Händen. Eigentlich hätten wir jetzt studieren können. Aber zunächst hieß es, den 18monatigen Wehrdienst zu absolvieren. Abiturienten wurden üblicherweise im November desselben Jahres einberufen, die Armeezeit dauerte bis Ende April des übernächsten Jahres. Der Zufall wollte es, dass es mich zusammen mit einem Klassenkameraden in dieselbe Einheit verschlug, ihn als angehenden Fahrer eines Schützenpanzers russischer Bauart, mich als Schütze Arsch. Bereits vor dem Armeedienst hatten mein Mitschüler und ein weiterer Klassenkamerad vereinbart, im Sommer nach der Armeezeit die Balkanländer Rumänien und Bulgarien als Rucksacktouristen zu bereisen. Während unserer gemeinsamen Armeezeit reifte in mir der Entschluss, mich den beiden anzuschließen. Für mich war es die erste größere Auslandsreise seit meiner Kindheit. Mit 10 Jahren war ich mit meinen Eltern für eine Woche in Ungarn gewesen.

Seit den 1970ern war es für uns Ostdeutsche möglich, ohne zusätzliche behördliche Genehmigungen nach Polen und in die damalige Tschechoslowakei zu reisen. Wir nutzen dies für Ausflüge ins Iser- und Riesengebirge, fuhren nach Prag oder verbrachten unseren Urlaub in der Hohen Tatra. Nachdem Anfang der 1980er in Polen aufgrund der Solidarność-Bewegung der Ausnahmezustand verhängt worden war, wurde die Grenze zu Polen seitens der DDR-Obrigkeit de facto geschlossen. Für Privatreisen benötigte man eine Einladung, organisierte Reisen waren nach wie vor möglich. Für Reisen in die übrigen Ostblockstaaten musste man Wochen vorher beim zuständigen Volkspolizei-Meldeamt eine sogenannte „Anlage zum Personalausweis für den visafreien Reiseverkehr“ beantragen, einen bunten Zettel ähnlich einer Einzelseite aus einem Pass mit eingestempeltem Visum, umgangssprachlich einfach „Visa“ genannt. Dabei handelte es sich mit Nichten um Einreisevisa in die betreffenden Länder, das Verfahren diente ausschließlich der staatlichen Kontrolle der Reiseaktivitäten der eigenen Bürger. In der Regel wurde dem Antrag problemlos stattgegeben; Bürgern, die dem wachsamem Auge der „Organe“ unliebsam aufgefallen waren, konnte die Reiseerlaubnis aber auch verweigert werden. Prinzipiell galten diese Vorschriften auch für Reisen in die Sowjetunion, allerdings gestattete die sowjetische Seite die problemlose Einreise in der Regel nur im Rahmen der vom sowjetischen Reisebüro „Intourist“ oder der im Rahmen des Jugendaustausches offiziell organisierten Reisen. Privatreisen erforderten eine Genehmigung der sowjetischen Seite, das Prozedere war langwierig und der Ausgang ungewiss. Darüber hinaus gab es noch die Möglichkeit, ein sogenanntes Transitvisum durch die Sowjetunion für die direkte Durchreise über Polen oder die Tschechoslowakei nach

Rumänien zu beantragen. Selbst habe ich das nie versucht, es soll in der Regel aber ebenfalls erteilt worden sein. Es kursierten Geschichten über Wagemutige, die die Transitstrecke bis in den Kaukasus oder sogar bis an den Baikalsee ausgedehnt haben sollen. Der DDR-Obrigkeit war das wohl ziemlich egal, aus der Sowjetunion gelangte niemand so leicht in den Westen, und in Russland bleiben wollte sicher auch niemand. Allerdings sollen die sowjetischen Behörden weniger Spaß verstanden haben. Einmal erwischt, war der Urlaub zu Ende. Und das konnte dann auch negative Folgen für die Erteilung von Reiseerlaubnissen in der Zukunft haben.

Verblieben also neben der Tschechoslowakei noch Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Dies war immer noch weit mehr, als die Generation unserer Eltern bis dato üblicherweise bereist hatte.

Ungarn war beliebt ob der warmen, trockenen Sommer am Plattensee, der faszinierenden, wienischen Charme ausstrahlenden Hauptstadt Budapest und vor allen Dingen ob des bunten, zum Teil westlichen Warenangebots. Nicht zu vergessen die Möglichkeit, sich relativ ungezwungen mit Verwandten aus der Bundesrepublik treffen zu können. Auch wenn dies offiziell nicht erwünscht war, so wurde es seitens der DDR-Obrigkeit doch bis zu einem gewissen Grade toleriert. Vermutlich war das Überwachungs- und Bespitzelungssystem im "befreundeten Ausland" auch nicht so perfekt organisiert oder einfach überfordert.

In Bulgarien lockte die Schwarzmeerküste mit Sonnen- und Goldstrand. Rila- und Pirin-Gebirge, beide mit Gipfeln von fast 3000 m, waren beliebte Wanderziele, neben der slowakisch-polnischen Hohen Tatra und den rumänischen Karpaten die einzigen für DDR-Bürger frei zugänglichen Hochgebirge.

Rumänien war vergleichsweise arm und galt der vielen „Zigeuner“ wegen als unsicher, wenn auch weitestgehend unbegründet. Einmal sind wir allerdings doch bestohlen worden: Es muss gleich nach unserer allerersten Einreise nach Rumänien passiert sein. Unabhängig voneinander mussten wir feststellen, dass völlig unbemerkt fast alles rumänische Bargeld aus unseren Brustbeuteln verschwunden war. Von den anderen Währungen fehlte zum Glück nichts. Wir haben bis heute nicht die Idee einer Erklärung, es müssen wirklich Meister ihres Fachs am Werk gewesen sein. Fairerweise muss ich aber sagen, dass uns über all die Jahre nie wieder etwas Vergleichbares widerfahren ist. Die Rumänen sind ein gastfreundliches und hilfsbereites Volk. Nichtsdestotrotz durchquerten die meisten Ostdeutschen Rumänien nur im Transit auf der Weiterreise nach Bulgarien. Erheblich kürzer wäre der Weg durch die damalige Sozialistische Republik Jugoslawien gewesen. Aber Jugoslawien galt als abtrünnig, die durchaus vorhandenen Grenzsicherungen Richtung Österreich, Italien und Griechenland als nicht ausreichend, um Fluchtversuche zuverlässig zu verhindern. Die Durchreise durch Jugoslawien soll „besonders staatsstreuen“ DDR-Bürgern in Ausnahmefällen erlaubt worden sein, für den Durchschnittsbürger lag sie außerhalb jeglicher

Vorstellung. Private Urlaubsreisen jenseits des Eisernen Vorhangs waren prinzipiell tabu.

Im Sommer 1980 sollte es für uns nach Rumänien und Bulgarien gehen. Ziele waren das Fogarascher Gebirge in Rumänien, Rila- und Pirin-Gebirge in Bulgarien und natürlich das Schwarze Meer.

Damit wäre beinahe alles gesagt gewesen, hätte es im Frühjahr 1980 nicht noch eine Überraschung gegeben: Mein ehemaliger Mitschüler und Armeekamerad erhielt eine Einladung zu einer siebenbürgisch-sächsischen Hochzeit in Măieruş/Nußbach bei Braşov/Kronstadt im rumänischen Burzenland. Und wir als seine Mitreisenden waren ebenfalls eingeladen. Bis dahin wusste ich nur wenig über die Deutschen in Rumänien. Zwar war es kein Geheimnis, das Thema wurde aber in der DDR von offizieller Seite nicht freiwillig angesprochen. Deutsche im Ausland waren ein unliebsames Thema, vermutlich weil Flucht- und Vertreibung der Deutschen aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und dem Sudetenland nach dem zweiten Weltkrieg so gar nicht in das offizielle Bild von ausschließlich auf das Wohl des Menschen ausgerichteten, befreundeten sozialistischen Bruderländern passte. Im Zweifelsfall war das Hitlerregime an allem schuld. Letztendlich stimmte dies ja, auch wenn sich damit Verbrechen gegen die Deutschen nach Kriegsende nur bedingt rechtfertigen lassen. Das rumänische Antonescu-Regime hatte bis 1944 mit Nazi-Deutschland paktiert und sich aktiv sowohl am Holocaust gegen die Juden als auch am Krieg gegen die Sowjetunion beteiligt. Nachdem die Rote Armee kurz vor Kriegsschluss die deutsch-rumänische Front in der Moldau durchbrochen hatte, wechselte Rumänien noch schnell die Seiten. Die Sowjetunion bestand dennoch auf einer Kriegsentschädigung seitens Rumäniens. Diese wurde durch die Deportation zigtausender junger Rumäniendeutscher zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion und andere im Ergebnis des Krieges in sowjetische Abhängigkeit geratene Länder bezahlt, geplant und umgesetzt im Einvernehmen zwischen Moskau und Bukarest. Im Nachkriegsrumänien wurde, wie anderswo auch, dem deutschen Volk als Ganzes die alleinige Schuld an Krieg und Holocaust zugeschrieben. Und so verschlug es die junge Anni aus Nußbach in Siebenbürgen nach Großschirma bei Freiberg in Sachsen auf den Bauernhof der Großeltern meines Mitschülers. Sicherlich war die Trennung von ihrer Familie hart, aber sie war in Sicherheit, fand Anschluss an den Hof, musste weder hungern noch in russischen Kohleminen schuften oder um ihr Leben fürchten. Später hat sie uns erzählt, dass sie, jung und ungebunden, gern in Deutschland geblieben wäre. Nur ihrer Mutter zuliebe ist sie in den 1950ern nach Rumänien zurückgekehrt. Die Verbindung in die DDR hat sie über all die Jahre aufrechterhalten. Und so kam es, dass sich unsere Reisepläne bis nach Siebenbürgen herumsprachen und wir eine Einladung zur Hochzeit von Harald und Renate erhielten.

Hochzeit im Burzenland



Măieruş/Nußbach bei Braşov/Kronstadt im siebenbürgischen Burzenland

An einem sonnigen Sommertag Anfang Juli 1980 brachen wir auf. Obwohl wir einzelnen per Anhalter reisten, trafen wir doch alle kurz hintereinander in Nußbach ein. Zwar verfügte Rumänien über ein gut ausgebautes Eisenbahnnetz, doch erschloss dies längst nicht alle Orte. Überlandbusse fuhren auf Grund des knappen Benzins kaum. Man reiste per Autostopp. An den Ausfallstraßen größerer Orte bildeten sich regelrechte Trauben. Viele Autofahrer hielten bereitwillig. Wirtschaftsfahrzeuge nahmen die Tramper einfach so mit, Privatleute erwarteten in der Regel einen Zuschuss zum Benzingeld. Dieser wurde beim Ausstieg einfach dem Fahrer überreicht. Schon für kurze Strecken wurden relativ hohe Beträge gezahlt. Ab und an haben wir auch etwas gegeben, auf die Dauer leisten konnten wir uns das aber nicht. Wir zahlten meist mit Berichten aus Deutschland, auch wenn es nur der Osten war. Die Rumänen waren ungeheuer interessiert, mussten sie doch im Hinblick auf Auslandsreisen eine noch größere Bevormundung und Willkür erdulden. Auch betrug der gesetzliche Jahresurlaub gerade einmal zwei Wochen.

Die Verständigung war nicht immer einfach. Im ersten Jahr verfügten wir noch über keinerlei rumänische Sprachkenntnisse. Selbst Ortsnamen konnten zum Problem werden. Obwohl das Rumänische seit dem Ende des 19ten Jahrhunderts das lateinische Alphabet nutzt - vorher schrieb man kyrillisch - gibt es doch eine Reihe diakritischer Zeichen, die die Aussprache nicht unwesentlich verändern. Auch einfache Buchstaben werden mitunter völlig anders ausgesprochen als im Deutschen. Ähnlich wie im Lateinischen erweicht das „C“ vor „E“ und „I“ zum „TSCH“, nicht aber wenn ein „H“ dazwischensteht. Das „J“ klingt niemals wie im deutschen „Jacke“, sondern immer wie im französischen „Journal“. Einmal wären wir fast gescheitert, eine Fahrkarte nach Blaj zu erwerben. Wir haben es wie „Blei“ ausgesprochen, es hieß aber „Blaash“.

English sprachen nur die wenigsten, besser Gebildete in der Regel Französisch. Dessen waren wir aber nicht mächtig. Zumindest die Jüngeren mussten genau wie wir in der Schule Russisch lernen. Dies war aber absolut tabu. Sicherlich lag vielen Rumänen das Russische nicht, vor allem aber wollten sie es nicht. Viele sprachen ungarisch, auch das war bei uns leider Fehlanzeige. Trafen wir zufällig auf einen Siebenbürger Sachsen, war die Verständigung natürlich perfekt. Und auch viele Angehörige der über eine Million zählenden ungarischen Minderheit erinnerten sich noch an ein paar Brocken Deutsch aus k. u. k. Zeiten. Ansonsten mussten wir improvisieren. Man glaubt gar nicht, was man mit Händen, Füßen, Mimik, Gestik und ein paar wild zusammengewürfelten Sprachbrocken alles auszudrücken vermag.

Am Wochenende war das Trampen schwieriger. Wirtschaftsfahrzeuge fuhren kaum, Privatleute waren meist vollbepackt mit der Familie unterwegs. Hinzu kam, dass Privat-PKW aufgrund der Benzinknappheit nur jeden zweiten Sonntag genutzt werden durften, die eine Woche die mit geradem Kennzeichen, die andere Woche die mit ungeradem Kennzeichen. 1980 bestand diese Einschränkung meines Erachtens noch nicht, sie muss aber bald darauf eingeführt worden sein. Der typische PKW war der Dacia, ein lizenzierter Nachbau des Renault 12. An sich ein tolles Auto, auch in der DDR sehr begehrt. Nur die Verarbeitungsqualität ließ mitunter zu wünschen übrig. Eine Eigenart war die weiche Federung der Hinterachse. Mit Anhaltern voll besetzt, schien die hintere Stoßstange förmlich auf der Straße zu schleifen.

Măieruş/Nußbach

Nußbach lag direkt an der damaligen Europastraße 15. Aus Skandinavien kommend führte sie vom Fährhafen Warnemünde aus über Berlin, Dresden, Prag, Brno/Brünn, Bratislava, Budapest, Oradea/Großwardein, Cluj/Klausenburg, Braşov/Kronstadt und Bukarest bis zum rumänischen Schwarzmeerhafen Constanţa. Von Freiberg aus waren es nur wenige Kilometer bis zum deutsch-

tschechoslowakischen Grenzübergang von Zinnwald nach Cinovec. Von da aus brauchten wir nur noch rund 1300 km der E15 zu folgen, schon waren wir in Nußbach.



Dorfstraße in Nußbach

In den 1980ern hielt sich der Verkehr durch Nußbach noch in Grenzen. Heute führt eine mehrspurige Umgehungsstraße um den Dorfkern herum.

Im Unterdorf zweigte von der Bahnhofstraße der Weg ins Zigeunerdorf ab. Der Begriff „Zigeuner“ oder rumänisch „Țigani“ war allgemein gebräuchlich. So nannten und nennen sie sich wohl auch selbst. Sicherlich mag da manchmal ein belächelnder oder auch abwertender Tonfall mitgeschwungen sein. Die heute als politisch korrekt geltende Bezeichnung „Sinti und Roma“ war Anfang der 1980er noch nicht etabliert. Und auch ethnologisch wird diese Bezeichnung wohl bei weitem nicht allen Gruppen dieses Volkes gerecht. Alles in allem haben sich in Siebenbürgen Rumänen, Ungarn, Deutsche und Zigeuner über die Jahrhunderte miteinander arrangiert.

Im Haus von Anni und Toni wurden wir herzlich aufgenommen. Nußbach ist ein typisch siebenbürgisch-sächsisches Straßendorf, die Wohnhäuser drängen sich dicht an dicht an die Hauptstraße, durch mannshohe Mauern miteinander verbunden. In die Gehöfte gelangt man ausschließlich durch das große Hoftor oder eine kleine Pforte in der Mauer. Die Häuser hatten meist nur zwei Zimmer: Die gute Stube zur Straße hin und die Wohnküche auf der Hofseite. Das Familienleben spielte sich ausschließlich in der Küche ab. Hier stand der Herd, hier

wurde gekocht und geheizt, hier wurde gegessen, hier wurde Besuch empfangen, hier wurde geschlafen. Später stand hier auch der Fernseher. Die gute Stube beherbergte die wertvollen Möbel, sorgfältig in weiße Tücher gehüllt. Wirklich genutzt wurde die gute Stube wohl nur zu ganz besonderen Anlässen. Unser Besuch war ein solcher, Anni hatte die Betten für uns in der Stube hergerichtet.

Im Keller unter dem Haus lagerten die Vorräte. Ein kleines Vordach überspannte die Sommerküche vor dem Eingang. So musste in der Sommerhitze nicht noch zusätzlich der Herd angeheizt werden. Eine Luke in der Küchendecke führte auf den Dachboden, nur über eine Leiter zu erreichen.

Als Toilette diente ein Holzhäuschen im Garten. Die Grube war nicht gemauert, es wurde einfach ein Loch in den Boden gegraben. War es voll, rutschte man das Häuschen ein paar Meter weiter, die alte Grube wurde mit Erde zugedeckt.

Trinkwasser musste in Eimern aus dem Dorfbrunnen herangeschleppt werden. Nur wenige Gehöfte verfügten über den Luxus eines eigenen Brunnens.



Im Zigeunerdorf

Die elektrische Ausrüstung war denkbar einfach. Sie bestand aus je einer Lampe in Küche und Stube, ein paar Steckdosen und dem Elektrozähler an der Hauswand. Strom war knapp, selbst im Sommer kam es mitunter zu Unterbrechungen. Der Strompreis war vergleichsweise hoch, die Kilowattstunde kostete einen Leu. Ein Leu entsprach 38 Pfennig Ost, in der DDR kostete die Kilowattstunde damals gerade einmal 8 Pfennig, ein Fünftel. Im Neuen Weg, der deutsch-

sprachigen Tageszeitung Siebenbürgens, erschienen Artikel über kriminelle „Strommarder“, die Zähler manipulierten oder überbrückten.

Auf der gegenüberliegenden Hofseite stand das Altenteil. Hierhin zogen die Eltern, nachdem sie den Hof an die nächste Generation übergeben hatten. Bei Anni und Toni wohnte dort eine alte Tante.

Die Männer fuhren zur Arbeit meist in der Stadt, bis Kronstadt waren es 40 km, eine knappe Stunde mit dem Zug. Viele der Frauen arbeiteten in der staatlichen Kolchose. Nach Feierabend musste jede Familie noch unentgeltlich ein Zichorie-Feld hacken. Und auch für die eigenen Wintervorräte musste gesorgt werden. Allzu viel zu kaufen gab es nicht. Gekocht und geheizt wurde mit Holz. Gegen ein nicht unbeträchtliches Entgelt karrte ein Zigeuner eine komplette Buche auf den Hof, einfach im nahen Wald geschlagen. Entästen, sägen und hacken musste sie jeder selbst. Legal war das Ganze sicherlich nicht, angesichts des allgemeinen Mangels aber offensichtlich geduldet.

Für die unteren Klassen gab es im Dorf eine deutsche Schule; die älteren Kinder wurden ausschließlich auf Rumänisch unterrichtet, oder sie wechselten auf das deutsche Gymnasium in Kronstadt.

Die Hochzeit

Es war ein strahlender Sommertag, ich glaube ein Samstag, vielleicht aber auch ein Sonntag. Am Vormittag trafen sich Verwandte, Freunde und Gäste im Brauthaus und überreichten die Hochzeitsgeschenke. Die meisten gaben Geld, nicht unbeträchtliche Summen. Auch wir zweigten jeder 100,- Lei aus unserer Reisekasse ab, ungefähr 40 Ostmark. Das Problem war nicht das Geld an sich, für uns waren es die seitens der DDR extrem limitierten Umtauschmengen. Für Rumänien konnten wir gerade einmal 25,- Mark pro Reisetag umtauschen. Dazu war die Zahl der Reisetage pro Jahr auf 30 limitiert, zumindest zum Zwecke des Geldumtauschs, aufzuteilen zwischen den bereisten Ländern Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Bei einem Umtauschkurs von 2,64 Lei für eine Ostmark entsprach der Tagessatz von 25 Mark gerade einmal 66 Lei. Eine Übernachtung in einer Berghütte konnte schon mal 75 Lei kosten, ein Zeltplatz immerhin noch die Hälfte. Und wir brauchten ja auch noch etwas zu essen und ab und an ein wenig Geld für eine Fahr- oder Eintrittskarte.

Die Trauung fand gegen Mittag in der Kirche statt, in bestem Hochdeutsch. Die Siebenbürger Sachsen sind seit jeher protestantisch. Auch zu sozialistischen Zeiten war die Kirchgemeinde ein wesentliches Bindeglied ihrer Gemeinschaft. Dank der vielen Gäste, um die 200, war die Kirche gut gefüllt.

Rumänisches Geld

Vor 1990 war rumänisches Geld eine ganz besondere Erfahrung. Schon die Stückelung: Es gab Münzen zu 5, 15 und 25 Bani, 1, 3 und 5 Lei sowie Scheine zu 10, 25, 50 und 100 Lei. Bis 1963 geprägte Münzen trugen die Aufschrift „REPUBLICA POPULARA ROMANA“ (romana ohne „i“), auf späteren Münzen lautete die Aufschrift „REPUBLICA SOCIALISTA ROMANIA“. Früher herausgegebene Bani-Münzen waren noch aus Neusilber, spätere einfach aus Aluminium.

Als ich das erste Mal einen Zehn-Lei-Schein als Wechselgel erhielt, war ich mir sicher, übers Ohr gehauen worden zu sein: ein zusammengeknittertes, lappiges, lila Stück Papier. Zu erkennen war darauf nichts mehr, abgesehen davon, dass es vielleicht einmal ein Geldschein hätte gewesen sein können. Doch oh Wunder, er wurde im nächsten Laden anstandslos akzeptiert. Mit der Zeit gewöhnten wir uns daran, solche Scheine waren eher die Regel denn die Ausnahme. Die druckfrischen, aalglatten Banknoten, die man uns in Deutschland ausgehändigt hatte, kamen uns manchmal wie Blüten vor.



Die Münzen auf dem Bild habe ich von unseren Reisen in den 1980ern mitgebracht. Die Banknoten haben mir rumänische Freunde 2019 geschenkt. Sie haben sie beim Aufräumen auf dem Dachboden gefunden, offensichtlich einem wertlos gewordenen Notgroschen entstammend. Der 10-Lei-Schein ist einer der besser erhaltenen. Interessant sind auch die 5-Bani-Münzen. Während man 15- und 25-Bani-Stücke regelmäßig als Wechselgeld erhielt, waren die 5-Bani-Münzen absolute Raritäten. Ich glaube, die beiden Exemplare auf dem Bild sind die einzigen, die in all den Jahren

überhaupt durch meine Finger gegangen sind.

Die heutigen rumänischen Banknoten sind aus Polymer gefertigt. Bei zweckgerechter Nutzung unterliegen sie kaum einem Verschleiß, darüber hinaus sind sie weitestgehend fälschungssicher. Die Stückelung von Münzen und Scheinen des neuen Leu entspricht den international üblichen Werten.



Im Hof des Brauthauses werden die Hochzeitsgeschenke überreicht.



Die Hochzeitgesellschaft beim Verlassen der Kirche, angeführt vom Brautpaar

Nach der feierlichen Zeremonie zog die ganze Gesellschaft ins Dorfgasthaus. Der Saal war festlich geschmückt, an den Wänden prangten sächsische Spruchbänder. Es wurde gegessen, getanzt, getrunken. Bier gab es nicht, getrunken wurde ausschließlich Wein, weißer, trockener, siebenbürgischer Landwein, eins zu eins mit Wasser gemischt, und das nicht aus Sparzwängen. Unverdünnt genossen, hätte die Gesellschaft in der rumänischen Sommerhitze im Nu unter dem Tisch gelegen.

Plötzlich, vermutlich nicht ganz unerwartet, war die Braut verschwunden. Die Burschen hatten sie entführt und im Dorf versteckt, der frischgebackene Ehemann musste sie finden und auslösen. Die gesamte Hochzeitsgesellschaft begleitete ihn dabei. Daran, wie wir in dieser Nacht ins Bett gefunden haben, vermag ich mich nicht mehr zu erinnern.



Auf der Suche nach der entführten Braut

Am nächsten Tag hieß es für uns aufzubrechen. Wir wollten unseren Gastgebern nicht länger zur Last fallen, auch durften Privatleute Ausländer nicht ohne polizeiliche Genehmigung beherbergen. Der Hochzeitsbonus war aufgebraucht, und schließlich wollten wir ja auch weiter.

Munții Făgăraș/Das Fogarasch-Gebirge

Unser nächstes Ziel waren die Fogarascher Berge, mit sieben 2500ern das höchste und größte Gebirge Rumäniens. Eine Wanderkarte hatten wir nicht, eine solche war schwer zu bekommen, weil in der Regel vergriffen. Wir hatten uns aber so weit informiert, dass eine Wanderung auf dem durchgängig mit rotem Strich markierten Kammwanderweg auch ohne detaillierte Karte zu machen sein sollte. Auch gab es in Abständen von Tagesmärschen bewirtschaftete Schutzhütten, Cabana genannt, die bei Schlechtwetter Zuflucht boten. Dennoch war uns der Berggott nicht hold. Am ersten Tag wählten wir, nicht zuletzt der fehlenden Karte geschuldet, den falschen Einstieg. Nach einem schweißtreibenden Aufstieg mussten wir auf halber Höhe feststellen, dass unser Weg in das Piatra Craiului-Massiv/Königstein führte, nicht aber in das Fogarasch. Also zurück und am nächsten Tag einen neuen Anlauf gewagt. Diesmal waren wir richtig. Oben auf dem Sattel angekommen, schlugen wir am späten Nachmittag unsere Zelte auf. Um unsere Wasserflaschen zu füllen, mussten wir noch einmal tief in ein Seitental absteigen, wenn auch ohne Gepäck. Über Bergerfahrung verfügten wir damals noch nicht. Den Wasserbedarf hatten wir einfach unterschätzt. Und die angeblich allgegenwärtigen Quellen waren eben doch nicht ganz so allgegenwärtig. In der Nacht bewegte sich etwas um unsere Zelte. Ein Tier hatte unsere vor den Zelten abgestellte leere Wurstdose erschnüffelt. Nachzuschauen wagten wir nicht. Seitdem haben wir nie wieder etwas über Nacht vor dem Zelt stehen lassen. Am nächsten Morgen steckte unser Lagerplatz in dicken Wolken. Nach einem schier endlosen Tag und einer weiteren Nacht in Nässe und Kälte entschieden wir uns für den Abstieg. Im Nachhinein erfuhren wir, dass dieser Entschluss nicht der schlechteste gewesen war. Das Wetter im Fogarasch, einer typischen Witterscheide, war den ganzen Juli über schlecht geblieben.

Constanța am Schwarzen Meer

Statt einer Gebirgstour fuhren wir nach Constanța an die rumänische Schwarzmeerküste. Dort griffen wir tief in die Reisekasse und besuchten eine Vorstellung im Delphinarium. Vielleicht war es Tierquälerei, vielleicht auch nicht. Zumindest war es das erste Mal, dass wir echte Delphine zu Gesicht bekamen. Das Spiel der gelehrigen Meeressäuger war beeindruckend.

Weiter nach Bulgarien

Von Constanța aus führte unsere Tour entlang der Schwarzmeerküste weiter nach Bulgarien. Wir lernten die historische Altstadt von Sozopol kennen, badeten an der einsamen, felsigen Küste weit außerhalb im Süden der Stadt, durchwanderten Rila- und Piringebirge, besichtigten das weltberühmte Rilakloster,

bestiegen den 2914 m hohen Vihren, den höchsten Berg im Pirin und gleichzeitig zweithöchsten Berg Bulgariens, streiften die Ausläufer der Rhodopen, unternahmen eine Fahrt mit der berühmten schmalspurigen, 125 km langen Rhodopenbahn von Bansko nach Septembri. Ähnlich zur damals für uns unerreichbaren Schweiz verkehrten auf dieser Schmalspurbahn sogar Schnellzüge, die Trasse führt durch atemberaubende, tiefeingeschnittene Rhodopentäler.

Die Rückreise führte zwangsläufig wieder durch Rumänien. Diesmal nahmen wir die Donaufähre von Vidin nach Calafat. Die heutige Brücke wurde erst nach der politischen Wende errichtet.

Piatra Craiului/Der Königstein

Auf unserem Weg nach Norden wollten wir noch einen zweiten Versuch wagen, das Fogarasch-Gebirge wenigstens teilweise zu bezwingen, entschieden uns aus Zeitgründen aber dann doch wieder für den kleineren Königstein.

Dieses Mal wählten wir den nördlichen Einstieg direkt von der Stadt Zărnești aus. Der gelb markierte Weg erreicht im Sattel zwischen dem Piatra Mică/Kleiner Stein und dem Vârful Turnu, dem nördlichsten Gipfel des Massivs, den Kamm. Dort trafen wir auf zwei rumänische Wanderfreunde. Sie zeigten mit dem Finger auf zwei kleine graue Punkte am gegenüberliegenden Hang oberhalb der Berghütte Cabana Curmătura. Sie waren sich sicher, das konnten nur Wölfe sein. Zum Glück wahrte der markierte Pfad gebührenden Abstand. Bald erreichten wir den Krat des nördlichen Hauptkamms. Der mit einem roten Punkt markierte Steig über den steilen, zerklüfteten Krat ist abenteuerlich.

Ein aufziehendes Gewitter zwang uns am Nachmittag früher als geplant wieder zum Abstieg. Schutz fanden wir auf halber Höhe in der unbewirtschafteten Șpirala-Notunterkunft, einer gemütlichen Blockhütte mit Holzherd und doppelstöckiger Holzpritsche, die bis zu 20 Personen Platz bot. Zusammen mit den beiden rumänischen Bergfreunden, die wir schon am Vormittag getroffen hatten, blieben wir die einzigen Gäste. Brennholz zum Kochen war in der Hütte aufgestapelt. Nur Trinkwasser mussten wir von der Quelle holen, sie lag ein paar Gehminuten entfernt in einem Taleinschnitt unterhalb der Hütte. Gerade noch rechtzeitig, bevor sich das Gewitter mit aller Kraft entlud, waren wir zurück.

Später erfuhren wir, dass die Hütte kurz darauf abbrannte. Ob Blitzschlag oder Fahrlässigkeit, wir wissen es nicht. Sie soll lange Zeit nicht wieder aufgebaut worden sein. 2018 erzählten mir rumänische Freunde, dass sie mittlerweile durch einen modernen „Fußball“ aus Stahl und Glasfaser ersetzt worden ist. Damit finden Wanderer dort wieder Schutz, das Flair der alten Hütte dürfte für immer verloren sein.